

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 50

Artikel: Frau Guxa
Autor: Jegerlehner, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihm, daß ich „blind“ aufs Schiff sei. Ich erhielt nun auf „italienisch“ einen Krach wie noch nie, aber schließlich drang mir das Getöse beim einen Ohr hinein und beim andern hinaus. Ruhig und gelassen wie immer, hörte ich dem Offizier zu und ließ die verschiedenen Strafandrohungen wirkungslos über mich ergehen. Er packte mich am Kragen und schob mich zum Kapitän. Hier ging der Krach von neuem los. Eine Schnaupspause benützend, bat ich Lekteren, er möchte mich einen Augenblick mit ihm allein sprechen lassen. Der Offizier schaute mich ganz verdukt an und entfernte sich dann auf einen Wink seines Vorgesetzten hin. Ich gab dem Kapitän ein Bild und einen Artikel über meine Weltreise, den eine Wiener Zeitung veröffentlicht. Er ließ, wie ich bald merkte, mit sich reden. Ich erzählte ihm daher mein Vorhaben und bat ihn gleichzeitig, er möchte mich arbeiten lassen und nicht in Port Said der Polizei übergeben.

Nach längerem Hin und Her willigte er schließlich ein, ließ einen Offizier kommen und gab diesem die Weisung, ich solle gepflegt werden und ein Quartier erhalten, ich müsse jedoch jede Arbeit verrichten, womit ich mich ja gerne einverstanden erklärte. In der Küche mußte ich nun durch Tellerabwaschen mithelfen, Köffel und Gabeln sauber putzen, aber auch ein feines Essen wurde mir verabreicht. Da ich mich mit den Küchenburschen bald bestens befreundet hatte, bekam ich auch von dem Wein, der in großen Fässern nebenan lagerte, „Kostproben“. Nach Arbeitsluß verkaufte ich auf dem schwimmenden Palast meine Weltreisepostkarten und da bald auf dem Schiff bekannt war, daß ich „Blindpassagier“ war, so machte ich ein besonders gutes Geschäft und bald waren meine 250 Karten, die ich noch hatte, weg und ich hatte gut verdient. Tagelang waren wir schon auf hoher See und Max, mein Freund, war nirgends zu sehen.

Spät nachts werden wir in Port Said anlaufen, sagte man mir, ich würde dann abgesetzt und der Polizei übergeben werden, weil ich kein Visum für Ägypten hatte.

Ich mußte mich also, da ich kein Visum besaß, auf mein Glück verlassen, um an Land zu kommen, ohne verhaftet zu werden. Ich wartete ab und ging in die Küche. Auf der Treppe begegnete mir, ich konnte es fast nicht glauben — Max. Wir wechselten nur einige Worte, es mußte schnell gehen, er sagte mir, er werde vor Port Said ins Wasser springen, ich solle ihm nach.

Es wurde allmählich Nacht, wir sahen Land — Ägypten. — Ich ging wieder auf Deck, Max lehnte schon wartend am Geländer. Wir kamen an den Suez-Kanal, jetzt hupp — Max ins Wasser, ich nach (den Photoapparat und das Klischee hatte ich um den Bauch gebunden). Ich war ganz taumelig, denn wir mußten von einer ziemlichen Höhe ins Wasser springen. Es war sehr schwer, vom Schiff wegzukommen und ich hatte fest zu kämpfen. Max „blaste“ auch fest an meiner Seite. Unangenehm war es, daß wir bei stodfinsterer Nacht, es war 11 Uhr, und mit den Kleidern schwimmen mußten, aber allmählich näherten wir uns dem Lande und kamen glücklich püdelnaß ans Land und wir waren gerettet.

Mosaik.

Laß gehn, was gehen will!
Halte es nicht!
Sei klug und sei fein still!
Laß gehn, was gehen will
Und weine nicht.

Kommen wieder zurück
Der Freude Bogen,
Dann halte still dem Glück! —
Kosen bringt es zurück
Wie Regenbogen. —

Anna Stauffacher.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner.

In vielen brausenden Bächlein entstürzt die Bischa den grünen Eiskammern der ehemals so mächtigen Gletscher, die heute alt, verschrumpft und in sich zusammengelungen daliegen, und windet sich eine weite Strecke durch ein breites Sand- und Steinbett, das sie im Laufe der Jahrhunderte aufgeschüttet hat. Dann schießt sie unter gewaltigem Losen durch wilde Krachen und Felschluchten, zerprüht die Wellen an den schwarzen Wänden, entsendet Wolke um Wolke sprühender Schaumperlen hinauf an die grünen Rajenbänder und gleitet mit lustigem Gemurmle weiter durch das flache Bett. Hoch über der Bischa liegt zwischen zwei Gletschern, die vor wenigen Jahren noch in den Grund hinabreichten, ein weites, futterreiches Alpenfeld, das sich seinen oberen Regionen in den Steinklüften des Berghanges verliert.

Während des Sommers bedürfen die Hirten mit ihren Herden die hohe Grassteppe. Dann auf einmal, wenn der Tag der Entalpe gekommen ist und die glatten Herden ihre Winterquartiere aufsuchen, wird sie zur Einöde, durch die nur ab und zu an schönen Herbsttagen der Jäger streift, um in den rotgebrannten Weiden den Gemsen und Murmeltieren nachzuspüren. Und eines Morgens, da sind Weide, Fels und Hütte mit einem dünnen Schneemantel zugedeckt, der Nord stößt in das Nebelhorn, fegt mit eisiger Kälte durch Schluchten, Mulden und offene Schneehalden und jagt den Schnee zu Gwächten und Bergen zusammen. Frau Guxa walzt und hopft dazu den wilden Reigen, daß Berg und Tal erzittern. Dann schneit es ununterbrochen Tage und Nächte hindurch in großen, schweren Flocken; Fels und Hütte versinken in dem hohen, weichen Schnee, und acht lange, harte Wintermonate ziehen spurlos darüber hinweg.

In einem hellen Oktobertage stiegen auf dem schmalen und sich oft verlierenden Pfade, der aus dem Italienischen in das Walliser Tal herüberführt, zwei Männer, die es eilig hatten, denn die Sonne sank schon hinter die Berge. Sie suchten nicht lange nach dem Weg, wenn er plötzlich aufhörte, stiegen sichern Schrittes bergab, immer dem Gefälle folgend, über vereiste Schneekruften, in der die schweren Nagelschuhe kaum eine Spur zurückließen, und hartes Fellengeplitter. Nur hie und da verlangsamten sie das Tempo, spähten in die Tiefe und verdoppelten dann die Schritte, um die verlorene Zeit einzuholen.

„Da ist sie, man sieht den Rauch“, sagte der eine, und ein Strahl der Freude glitt über sein tief gebräuntes Gesicht, das ein schwarzer, schlecht gepflegter Wollbart umrahmte. Die gerade, an der Wurzel leicht gekrümmte Nase und die festen Backenknochen gaben diesem Gesicht einen strengen, harten Zug. Ein vollgestopfter Militärkornister mit braunem, arg gescheuertem Dedel lastete schwer auf den breiten Schultern, und in der Rechten hielt er einen derben Jagellstod.

Eine kleine Rauchfahne stieg in kurzer Entfernung aus einer muldenartigen Vertiefung. Doch die Hütte war noch nicht sichtbar, da ein hoher Steinwall sie verdeckte.

Der Gefährte war auffallend klein und schwächig und wohl zehn Jahre jünger; die blonden Haare quollen ihm büschelweise unter dem schwarzen, handlosen Filz hervor, die grauen, etwas müden und tief liegenden Augen waren von festen Brauen überzogen, und das Gesicht wäre fast schön gewesen, wenn eine geschwollene Oberlippe es nicht entstellte hätte.

„Ohne den Rauch würde man hier nicht eine Hütte vermuten“, sagte er, die Worte hastig hervorstoßend. „Bei uns drüben stellt man sie an die Sonne und nicht in die Felsen hinein, wie diese Walliser es tun!“

Der andere lachte mit einer rauhen, mächtigen Bassstimme. „Das ist halt zum Schutz gegen die hässigen Wetter. Bei uns im Ennetbirgischen sind die Hütten bald gezählt.

Hier tut man doch etwas für das Vieh und baut Ställe; unsere Sennen lassen es zugrunde gehen. — Aber es ist gut, daß er Wort gehalten hat, der Walliser, sonst hätte mich kein Teufel weitergeführt durch diese öde Steinwüste; dem Blad aber hätte ich die Ofenfacheln versiegelt, Dio cane! das hätt ich!“

„Wie ein Spitzbube sieht er nicht aus, der Isidor“, entgegnete der Kleine. „Der ist zeitlebens nie aus seinem Nest herausgekommen, und in den Walliser Bergen, da sind sie noch grundbrav und ehrbar, die Leute, nicht so schlecht wie — nun wir haben es ja erfahren drüben in Amerika!“

Der Kamerad schritt schweigend weiter, stetzte mit seinen langen Beinen über den Wildbach, der ihnen den Weg versperrte, und schritt auf die Hütte zu, die sich mit den dahinter liegenden Ställen von dem grauen Gestein des Felswerkes kaum abhob.

„Hoida! Ho—o!“ schrie er, und die zwei Wanderer hemmten den Schritt und warteten; aber niemand zeigte sich. Wenn nicht das blaue Röcheln durch eine Lücke in den Steinplatten des Daches sich lustig in die Höhe gezogen hätte, man würde geglaubt haben, alle guten Geister seien weg, so weltverlassen sah es hier aus in diesen graugetönten Schutt- und Steinhalden.

Sie legten in hastigem Tempo das letzte Stück des Weges zurück, warfen ihre Säcke vor der Hütte zu Boden und wandten sich der Tür zu, als ein Mann heraustrat, der ihnen freundlich die Hand entgegenstreckte. „So, habt ihr's gewagt? So werden wir es auch erstehen!“

Es war Isidor, der Walliser, eine hagere, schmale Gestalt, nur wenig über die Dreißig, den Kopf tief in einer Mütze aus Murmeltierfell versteckt, mit einem kerngesunden Braun in den Wangen und einem struppigen Kinn.

Aus seinen kleinen, zuckenden Augen leuchtete ein heller Schein, und mit einem Zug freundlichen Behagens steckte er die schwarze Holzpfefte wieder in den Mund. Er trug ein braunes, schafwollenes Kleid aus Haustuch, das fast vornehm abstach gegen die dünnen, zertragenen Röcke der beiden Italiener.

Isidor holte im Bache Wasser und hing den rostigen Eimer, den er unter altem Gerümpel aufgestöbert hatte, an den Feuerhaken des Turners. In den Hütten räumen die Sennen auf, wenn sie zu Tal fahren, versorgen Kessel und Werkzeug im Speicher und lassen nichts zurück als eine muffige, halbfaule Schicht Heu auf der Britsche und einige Knorren Holz.

„Diese Nacht wird es Eiszapfen geben“, sagte der große Schwarze, den sie Ginochi nannten, und er kratzte sich im Bart. „Se, Chechino, leg an! Es ist gut, wenn wir das Feuer tüchtig schüren und die paar elenden Knüppel, die sie uns zurückgelassen haben, zusammenbrennen. Morgen sind wir doch nicht mehr hier!“

„Wenn ich nur wüßte, ob wir die Goldmine finden“, sagte Chechino und leckte die dicke Oberlippe. „Dann wollte ich das bißchen Frieren schon in Kauf nehmen. — Das hängt nur von dir ab, Isidor; wir bauen auf dich!“

Isidor, der mit seinem Taschenmesser Kartoffeln schälte, schaute auf. „Ich habe es euch ja gesagt, hexen kann ich nicht! Ich hab's von meinem Vater. Wenn der noch lebte, der hätte uns schon an den Ort führen können. Hier herum hat er oft gejagt, fast mehr als drüben in unserm Tal. In den Walliser Alpen, da hat es Metalle — hu! — Metalle, mehr als in der ganzen Welt zusammen; nur liegen sie tief in den Bergen, und dazu braucht es Spürnasen und gutes Werkzeug. In jedem Felsstück, das ihm auffiel, witterte er einen Schatz, der gute Vater. Er hat mir auch auf dem Krankenbett erzählt, wie er die Jagd oft unterbrochen habe, um sich hinter einen Felsen zu machen, der ihm verdächtig erschien, dann habe er ihn auf allen Seiten betastet, mit handvolligen Steinen daran herumgeklopft, Eden abgeschlagen und mit dem Messer geschürft. — So,

Chechino, wirf die Kartoffelschnitze hinein, das Wasser kocht! — Also — und eines Tages, da hat er den Felsen entdedt, in dem er den Schatz vermutete. Von der Stunde an hat er die Flinte und die Weidtasche beiseitegelegt, um sich der Goldmine zu widmen; aber zu der Goldschicht ist er nie gelangt. Erst als er erkrankte, hat er mir das Geheimnis anvertraut. Beim Teufel, ich war nicht wenig erstaunt darüber. Aber der arme war auf einer Seite schon gelähmt und konnte nicht mehr gut reden. Die Stelle, wo der Fels liegen soll, hat er mir ziemlich genau bezeichnet. Auf der Fällalp liegt er, und die ist nicht mehr so weit von hier, zwischen dem Geißsee und dem Fällgletscher.“

„Hast du dich nicht verhört?“ fragte Chechino.

„Ja woher! Nur bin ich vorher nie in diesem Tal gewesen und hab mir den Ort nicht recht vorstellen können. Und dann ist er gestorben, der Vater.“

„Wir werden den Fels eher finden zu dreien“, rief der Schwarze. „Esel sind wir nicht, und das Gold ist vorhanden, das ist die Hauptsache!“

„Nun, ich habe euch auf den Schatz aufmerksam gemacht“, fuhr Isidor fort, „und ihr habt mir keine Ruhe gelassen, bis ich versprach, euch an den Ort zu führen, wo er liegen soll. — Und da sind wir!“

„Ja, das war im Juli“, sagte Chechino, nachdenklich gestimmt. „Und da hätten wir aufbrechen sollen und nicht warten, bis es uns einschneit. — Rühr um, Ginochi, die Suppe brenzt!“

„Keine Rede davon“, erwiderte Isidor mit allem Nachdruck. „Solange die Alpen bevölkert sind, ist nichts zu machen. Die Hirten hätten unser Kommen und Gehen bemerkt, denn das ist eine schlaue Rasse; sie wären uns nachgeschlichen und hätten uns das Geheimnis abgelauscht, ja wohl, und wir hätten ihnen den Braten in die Pfanne gejagt. Nein, unsere Sennen lassen sich die Goldklumpen nicht vor der Nase wegstibben. — Und gleich nach der Entalpe, das wißt ihr so gut wie ich, da ist man vor den Jägern und Wilddieben nicht sicher.“

„So wie jetzt vor dem Wetter!“ warf der Schwarze ein und legte Holz an.

„Daß es nicht mehr so warm ist wie im Hochsommer, wenn es auf Allerheiligen geht, dafür kann man sich eben versehen. Ich habe euch geraten, Ueberkrämpfe und warme Kleider anzuziehen; nun seht diese dünnen Höslein, durch die alle Winde pfeifen.“

„Oktober ist noch nicht Dezember“, versetzte Chechino und musterte die steifen, schafledernen Gamaschen und das fingerdicke Landtuch des Wallisers. „Das Wetter hält noch diese Woche, und nachher, wenn wir das Gold nicht haben, so ist es für ein anderes Jahr. Uebrigens, wenn ich auf das Gold erpicht bin, so ist es mehr wegen der Mutter, überhaupt wegen der Familie; die hat schlimme Zeiten gehabt, weiß Gott, während ich in Amerika gewesen bin; der Bruder hört nichts, und die Schwester ist ein blöder Kofl.“

„Du donnerstiefiger Heiliger“, knurrte ihn Ginochi an. „Als ob du jetzt nur so aus Barmherzigkeit mitgelaufen wärest; wir wollen sehen, wenn es ans Teilen geht, ob du dich auch noch so hinten herumdrücken wirst.“

„Wer im Schubkarren geboren ist, kommt nicht zur Rutsche, und wenn er mit dem Doppelwagen zuführt und Goldklumpen ausgräbt.“

„Ich glaube, mit dem Suchen von verborgenen Schätzen hat sich noch keiner den Beutel gefüllt“, sagte Isidor, dem es jetzt nicht ums Streiten zu tun war. „Und mir ist es auch nur halb darum; aber ich glaube, die Suppe kann gegessen werden, und jetzt lassen wir es, bis es Tag ist. Morgen wollen wir dann weiter sehen!“ (Fortsetzung folgt.)

Redaktionelles. Wir haben zu unserem Besprechungsaufsatz über „Die neue Stadt“ in letzter Nummer nachzutragen, daß die Aufnahme zu der Abhandlung Seite 777 „Bern, Münster und Landesbibliothek“ von Herrn Photograph S. Ryser, Bern, stammt und mit Fernobjektiv vom Gurten aus gemacht wurde.